

## GESCHICHTE UND LITERATUR

### Gegentstandsgeschichtliche Lehren eines ungarischen, eines slowakischen und eines tschechischen Romans

VON

LÁSZLÓ DOBOSSY

Die drei historischen Romane, mit denen wir uns jetzt beschäftigen wollen, stellen dasselbe Zeitalter und dieselbe Reihe der Ereignisse in drei verschiedenen Beleuchtungen dar. Das gemeinsame Thema ist die Herrschaft von vorwiegend aus tschechischen Hussitenkämpfern angeworbenen Söldnerheeren in Oberungarn zwischen 1440 und 1460, ihre Kämpfe erst mit János Hunyadi, später mit König Matthias, ihre Siege, ihre Niederlage und im allgemeinen ihre Rolle und Wirkung.<sup>1</sup>

Die drei Aspekte aber ändern sich je nach dem welcher mitteleuropäischen Nation der Autor angehörte, der dieses Thema zum Gegenstand eines historischen Romans wählte und zu welcher Zeit er lebte: Miklós Jósika liess seinen vierbändigen Roman: *A csehek Magyarországbán* (Die Tschechen in Ungarn) in einer vielversprechenden Epoche des Reformzeitalters, im Jahre 1839 erscheinen, der Slowake Ľudovít Kubáni, der jung (neununddreissigjährig im Streit nach einer Kartenschlacht) ums Leben kam, schrieb seinen Roman *Valgatha* 1861, konnte ihn aber leider nicht vollenden, während der Tscheche Alois Jirásek seine Trilogie *Bratrstvo* (Brüderlichkeit) um die Jahrhundertwende (1898–1909), das heisst am Höhepunkt seines schöpferischen Wirkens veröffentlicht hat.

Jósika ist natürlicherweise dem Walterscottismus und – zugleich – der Ideologie der Aufklärung enger verbunden, er verteidigt daher vor allem die Entstehung der zentralen Macht des Königs Matthias. Kubáni verteidigt in den sechziger Jahren die Möglichkeit eines ungarisch-slowakisch-tschechischen Zusammenlebens, beziehungsweise die Notwendigkeit einer ungarisch-slawischen Vereinigung gegenüber der deutschen (und türkischen) Gefahr.

Abweichend von beiden stellt Jirásek in der sich um die Jahrhundertwende veränderten mitteleuropäischen Lage die historischen Wurzeln und die Begründetheit der tschechisch-slowakischen Verbrüderung in den reichlich detaillierten Momenten seines grosszügigen literarischen Freskos dar. Diesen Absichten entsprechend legt Jósika den Akzent auf die Auflösung der Söldnerheere, dass heisst auf die Kräftigung der königlichen Macht, – Kubáni sucht den Rahmen für sein Thema, in der Kette der

krisehaften Ereignisse um 1450, — während Jirásek — obwohl sein Werk die ganze Zeitspanne umfasst — vor allem die Ereignisse und Ergebnisse der ersten Periode, dass heisst der siegreichen Herrschaft Jiskras schildert, beziehungsweise deren Folgen analysiert.

Es ist daher offensichtlich, dass die spezifischen literarischen Werte der drei Romane im weiteren nur per tangenter erwähnt werden: den Verfasser dieser Studie beschäftigt nämlich diesmal vor allem, wie sich die Geschichte in Literatur verwandelt. In Beachtung dessen verschleiert er auch nicht, dass er den romantischen historischen Roman des vergangenen Jahrhunderts für eine von vornherein voreingenommene falsche Kunstart, für ein gefährliches geistiges Produkt hält: des öfteren konnte er erfahren und jetzt musste er es wieder genau sehen, dass in diesen Werken der historische Stoff nur eine Art Befestigungsdraht ist, gleich dem den die Bildhauer in den Ton zu versenken pflegen um dann darüber zu modellieren was sie eigentlich zu sagen haben. Das Unglück ist freilich, dass die Verfasser dieser historischen Romane als Propheten der Vergangenheit genau wissen (oder zu wissen meinen), in der ihrerseits zum Gegenstand gewählten Epoche, was, warum und wie erfolgen musste; sie bieten eine Menge von irreführenden Beispielen für alles und auch für das Gegenteil von allem an. Auch das ist ihnen nicht unbekannt, wann und was die von mehreren Jahrhunderten gelebten (oder erdachten) Menschen gedacht und gesagt haben.

Es ist als eine Gegebenheit, beziehungsweise als ein Entwicklungssymptom zu verbuchen, dass im 19. Jahrhundert, vielmehr als zuvor oder nachher, das Denken genauso wie die Literatur der Kult des Historismus in seinen Bannkreis zog. Vor allem das Nationalbewusstsein der ost-mitteleuropäischen Völker bereicherte sich um eine neue Dimension: um die Dimension der zeitlichen Tiefe, um die der Entwicklungsausdehnung. Das Trugbild des alten Ruhmes durchdrang mit einer nie erfahrenen Kraft alle Zweige des künstlerischen Ausdrucks: die Musik genauso wie die bildenden Künste, die Schauspielkunst (die Dramatik) genauso wie die Dichtung und die immer breitere Leserschichten ansprechende Bellettristik. Die herrschende Kunstart des Jahrhunderts wurde bekanntlich der Roman, und zwar (in unseren Literaturen) ohne Zweifel die damals populärste Art von diesen, der historische Roman.

Um der Wahrheit gerecht zu werden, sollte man dem obigen noch hinzufügen, dass nicht allein der historische Roman, sondern auch die sich zu jener Zeit entfaltende Geschichtswissenschaft, die infolge des allgemeinen Vergangenheitskults ebenfalls in den Vordergrund getreten war, der Gegenwart zu dienen trachtete; es ist bekannt, dass die Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts von Ranke über Michelet bis Carlyle, Palacký und Szalay inbegriffen, vorweg und entschieden danach strebte um — mit den Worten von Bolingbroke — „Philosophie zu sein, die anhand von Beispielen lehrt, wie man sich in den verschiedenen Situationen des privaten und öffentlichen Lebens verhalten muss, das heisst, dass die Geschichtsschreibung wirklich Lehrer des Lebens, magister vitae sei und nicht nur ein Bericht über vergangene Zeiten, *nuntia vetustatis*“<sup>2</sup>; diese

Auffassung der Geschichtswissenschaft vermittelte aber in den verbürgerlichten Gesellschaften vor allem moralische Beispiele, zeitlose menschliche Ideale, während sie unter unseren Verhältnissen vor allem ein Mittel zur Formung der Nation sein wollte, nahe der politischen Praxis, wie es die beiden erwähnten Beispiele genügend veranschaulichen. Daraus folgt, dass die Ereignisgeschichte, besonders in ihrer romantischen Variante, von vornherein nicht objektiv und bloss in Ausnahmefällen auf richtig sein kann. Das aber ist schon ein besonderes Entwicklungsmerkmal unserer Literaturen, dass alles was die Geschichtsschreibung, sich auf eine gewisse ideelle Höhe erhebend vorgetragen hat, der romantische, historische Roman unverschleiert und gefährlich, ja sogar — im Interesse des Erfolgs — auch noch mit Stimmungselementen und sinnfälligen Bildern reichlich umspickt veranschaulichte.

Der romantische historische Roman, der sich parallel zur Ideologie des Nationalismus entfaltete, kann deshalb als ein gefährliches geistiges Produkt gelten, weil er in dem Ausmass wie er seinen eigenen nationalen Charakter vorteilhaft verzerrt, verzerrt er nachteilig in gleicher Weise die geistigen und moralischen Eigenschaften anderer Völker; so können sich die eigenen Werte — durch Parallelen oder Gegensätze — ausprägen. Der tschechische Schriftsteller und Kritiker Karel Sabina hat den wunden Punkt dieses heiklen Problems berührt, indem er in seiner (aufgrund der deutschen Ausgabe) geschriebenen Kritik dem Roman von Jósika den Anspruch stellte, dass „die Lüge, das Vorurteil und der Hass — in welchem Kleid sie auch erscheinen mögen — in der Geschichtsschreibung nicht vorherrschen dürfen“<sup>3</sup>. Liegt es aber nicht im Wesen des Nationalismus, dass im Augenblick wo es sich um die Nation der Rivale handelt, von vornherein die Feindseligkeit zur Geltung kommt? (Denn, siehe da, Sabina wirft Jósika in erster Linie derartiges vor, dass er um die Grösse des Königs Matthias hervorzuheben Georg von Poděbrad — der übrigens nur episodisch, am Anfang des Romans erscheint — verurteilt: er schildert ihn als einen berechnenden, listigen Menschen, der seine Tochter Katarina dem König Matthias zur Frau gab um auch dadurch seine Macht auszudehnen; solches von dem grossen und heroischen nationalen König der Tschechen, der bekanntlich uneigennützig und grossherzig war, anzunehmen!...) Von dem Nationalismus und damit auch von dem romantischen historischen Roman werden Mythen geformt, Träumereien entfacht, falsche Vorstellungen erzeugt, er impft prahlerischen Hochmut in die Nationen, er vergiftet das Bewusstsein mit Phrasen ohne Deckung... Ist es notwendig besonders zu betonen, in welchem Ausmass alldies die früher vorhandenen natürlichen guten Beziehungen zu unseren benachbarten und somit schon natürlicherweise auf einander angewiesenen Völker nachteilig beeinflusst hat?

Die Beliebtheit der historischen Romane und ihre sich auf Generationen erstreckende Verbreitung bürgerten infolge dessen, dass sie dauernd gelesen wurden, leider fast bis unseren Tagen den falschen Grundsatz ein, dass was auf der einen Seite gilt, auf der anderen ungültig ist, oder wie es — in einem anderen Zusammenhang — Pascal schrieb, damals noch

empört und verurteilend: was diesseits der Pyrenen wahr ist, ist jenseits der Pyrenen ein Irrtum. Aber was Pascal irritierte war zu jener Zeit Politikum (genauer Staatsinteresse). Was aber unsere Beispiele beweisen: berührt schon unmittelbar, sozusagen alle Regungen des allgemeinen Denkens unserer Völker.

Bevor wir uns mit den erwähnten Werken, mit ihrer Bedeutung und Wirkung eingehend beschäftigen, scheint es wünschenswert zu sein die historischen Tatsachen, deren Gruppierung von verschiedenen Gesichtspunkten aus sowie deren Deutung, die unseren Romanen als Hintergrund dienten, in knappen Zügen darzulegen.

Bekanntlich führten in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts die Streitigkeiten der verschiedenen Machtgruppen zu einer Territorialen Zerstückelung und zu einem mörderischen Parteizwist und steigerten die feudale Anarchie bis zum Äussersten. Eine Folge dessen war, dass Elisabeth, die Witwe Albert Habsburgs, der nur kurze Zeit regierte, nach dessen Tod (1439), die ungarische Krone mit Unterstützung des deutschen kaiserlichen Hofes ihrem Sohn Ladislaus V (Postumus) sichern wollte. Deshalb beauftragte sie den mährischen Adeligen und hervorragenden Söldnerhauptmann Jan Jiskra von Brandys, das sog. Oberungarn als eine eigene Provinz als Generalkapitän im Namen seines Sohnes zu verwalten. Jiskra waltete seines Amtes solange er konnte als Anhänger des Hauses Habsburg mit Erfolg. Er stellte ein mächtiges Söldnerheer auf: obwohl er kein Hussite war, liess er den Grossteil seiner Truppen aus den einstigen Taboriten-Einheiten anwerben, die sich anderthalb Jahrzehnte vorher im Laufe der Hussitenkriege unter der Führung von Žižka, zu einer schreckenserrigenden militärischen Macht ertüchtigten und sich später nach der Schlacht bei Lipany (1434) die mit ihrer Niederlage (und mit dem Sieg der Gemässigten) endete, zerstreuten, sich als Söldner verdingten, oft sogar auch gegeneinander, je nach dem, wo sie ein günstigeres Angebot erhielten; und diejenigen, die vor kurzem eine so grosse Gefahr für die reaktionären kaiserlichen Heere darstellten, jetzt — als Söldner von Jiskra — die Verteidigung der habsburgischen und kaiserlichen Interessen auf sich nahmen, nicht wenig paradox, gegen den János Hunyadi, der hingegen nicht nur in der Heeresorganisation, sondern auch in der Mobilisierung der Volkskräfte zahlreiche Elemente gerade von den Hussiten übernommen hat. Ausser diesen erprobten Kämpfern dienten, wie es im Söldnertum des späten Mittelalters üblich war in dem 5000 Mann umfassenden Heer Jiskra's Slowaken, Polen, Ruthenen ja sogar auch Ungarn.

Jiskra kämpfte anderthalb Jahrzehnte lang als Verteidiger einer offensichtlich unzeitgemässen, daher objektiv reaktionär gewordenen Gesellschaftsformel mit wechselndem Erfolg, wobei er auch mehrere Siege gegen die Heere Hunyadis errang, die zugleich in dem Verteidigungskrieg gegen die Türken verwickelt waren. Als es aber zu einer Vereinbarung zwischen der Ladislaus V. unterstützenden Gruppierung und der Hunyadi Partei kam, dankte Jiskra ab und entfernte sich (1452); in seiner Abwesenheit versetzte die sich kräftigende Zentralmacht — namentlich zu Beginn der Herrschaft Matthias' — mehrere Hiebe den sich unter der



Führung von Petr Aksamit unabhängig gemachten „brüderlichen“ Truppen, die dann in der Schlacht von Sárospatak (1458) eine endgültige Niederlage erlitten. Von den Überlebenden dienten viele im Schwarzen Heer weiter oder wurden im allgemeinen zu nützlichen Mitkämpfern der gegen die türkischen Angriffe organisierten Einheiten. Auch Jiskra selbst, nachdem er nach Ungarn zurückkehrte, unterwarf sich Matthias und beendete seine Laufbahn als Hauptmann im Maros-Gebiet.

Es sei noch bemerkt, dass die heutigen ungarischen Handbücher marxistischer Methode und marxistischen Geistes, einmütig den fortschrittlichen Charakter der Landes- und Armeeorganisation János Hunyadis würdigen: (z. B.: „Sein historisches Verdienst ist, dass er im kritischen Augenblick jene Kraft erkannt hat, die im Patriotismus, in der Kampfbereitschaft des Volkes, des einfachen Menschen verborgen war; er wagte und konnte sich darauf stützen“<sup>4</sup>, gleichzeitig verurteilen Sie die Schädlichkeit der Provinzherrschaft kleinen Potentaten (darunter die von Jiskra), die gegen die Interessen des Landes und des Volkes wirkte. Die heutigen tschechischen und slowakischen geschichtlichen Übersichten legen dem gegenüber das Gewicht darauf, dass die anderthalb Jahrzehnte dauernde Anwesenheit von Jiskras Truppen im damaligen Oberungarn das Bewusstsein der Tschechen und Slowaken, dass sie aufeinander angewiesen sind in grossem Ausmass kräftigte, den sozialen Fortschritt förderte und für die Verbreitung der tschechischen Sprache, namentlich der tschechischen Kultur in der Slowakei den Weg bahnte, (z. B.: „Nach Lippány flüchteten Brüdereinheiten von Hussitenkämpfern gruppenweise in die Slowakei und verbreiteten in den vierziger-fünfziger Jahren hussitische Ideen unter der Provinz- und Stadtbevölkerung“<sup>5</sup>; dasgleiche mit anderen Worten: „Die Gegenwart der Soldaten Jiskras, besonders der ‚Brüder‘ übte eine Wirkung auf das slowakische Volk aus. Durch ihre Vermittlung lernten sie vielerorts die hussitischen Lehren kennen. — Die ‚Brüder‘ erweckten im unterdrückten slowakischen Volk Hass gegen die weltlichen und kirchlichen Vertreter des Feudalismus, unter ihrem Einfluss und Schutz kam es 1456 und auch später zu bewaffneten Aufständen besonders in der Ostslowakei“<sup>6</sup>, ähnlicherweise: „Diese Tradition kräftigte die Lage der slowakischen Nationalität in dem von vielen Nationalitäten bewohnten Ungarn“<sup>7</sup>.

Ergänzend kann hinzugefügt werden, dass auch die ungarische Volksüberlieferung Sagen hussitischen Themas, besonders im Bodroghöz wahrte. „In Cigánd hält man die Kirche, in Révleányvár die Glocke hussitischen Ursprungs, in Sárospatak und Végardó weiss man vom Kampf zwischen Tschechen und König Matthias. In Nyíri werden Keller, in Gönc Häuser ihnen zugeschrieben“ (Iván Balassa). — Aber selbst in unserer Sprache sind Spuren ihrer Gegenwart vorzufinden. Da sich nämlich die von den Heeren Matthias' zerschlagenen Überreste der „Brüderlichen“ Truppen ‚žebrákén‘ d. h. ‚Bettler‘, ‚bettelnde‘ nannten. Und da sie sich — in Ermangelung eines Soldes oder in Erwartung eines solchen — von Plünderi und Brandschatzung der örtlichen Bevölkerung ihren Lebensunterhalt sicherten, bürgerte sich ihr Name ‚žebák‘ = in der Bedeutung von ‚Frontplünderer‘, ‚plündernder Soldat‘, ‚Freibeuter‘ in unsere Sprache ein.

Nachdem wir die Tatsachen kurz geschildert haben und ihr Weiter-schwingen aufleuchten liessen, kann uns die eingehende Betrachtung der den Gegenstand unserer Studie bildenden drei historischen Romane zu Klärung dessen verhelfen, wie und wozu die in der Bewusstseinsentwicklung unserer Völker so alleinstehend bedeutende Literatur des 19. Jahrhunderts die geschilderten Verhältnisse und Ereignisse angewendet hat. Dabei verfolgen wie die Chronologie der Entstehung bezw. der Erscheinung dieser Werke (d. h. den Beginn ihrer Wirkung), obwohl — wie wir bereits darauf hingewiesen haben — der Verlauf der erwähnten Ereignisse gerade umgekehrt war; jedoch ist die von den Produkten der Literatur ausstrahlende Idealität, also der Blick auf die Gegenwart, auch in diesem Falle wichtiger als die Gegenwart, auch in diesem Falle wichtiger als die Respektierung der sog. geschichtlichen Treue.

In Jósikas Roman ist — im Gegensatz zum Titel — das Motiv „der Tschechen in Ungarn“ nur sekundär; das Hauptthema ist, dem Geist die Reformzeitalters entsprechend der konsequente Kampf für ein selbständiges ungarisches Staatswesen. Im Mittelpunkt des Werkes steht Matthias, der freigewählte nationale König, der aufgrund seiner Verdienste von unten, von einem sich aus dem Kleinadel emporgerungenen Familie stammt; er ist der untadelbare Held, fast schon ein Halbgott, neben dem die übrigen, selbst der mit grellen romantischen Farben dargestellte Mihály Zokoli in den Schatten gestellt werden. Der Verfasser selbst gibt am Anfang seines Romans wie auch in dem die Lehren zusammenfassenden Schlusskapitel seine schriftstellerische Absicht genau bekannt, das heisst, dass er sein Werk zum Ruhm des Königs Matthias schreibt, der „mit Caesars Seele . . . die hartnäckigen Tyrannen des Feudums besiegt hat“ (I. 1) und unter dessen weiser Herrschaft „anstatt Räuberei und Despotismus Ordnung zu herrschen begann: die Piraten verloren allmählich den Titel der Ritterlichkeit, und dem Bösen, dem Ordnungsstörer wurde zur Zeit des Königs bei jedem Schritt Verachtung zuteil“ (II. 261)<sup>8</sup>. Das ergänzende Gewebe durch das der geschichtliche Stoff am ehesten zu einem Roman werden kann, ist hier die kühne Veranschaulichung einer ziemlich abstrakten, jedoch in jener Zeit — besonders nach Rousseau — zu grosser sozialer Bedeutung gelangten (schein)wissenschaftlichen These, die die Allmacht der Erziehung verkündete. „Wir sehen, dass die Nachkommen ein und derselben Familie durch den Einfluss der Umstände und Erziehung zu voneinander ganz unterschiedlichen Wesen werden; und auch deren Wirkung auf Gemüt und Gesinnung“ — bekennt Jósika (I. 1) — und diese Voraussetzung vermag durch die Identifizierung der Herkunft die unerwartetsten „romanhaften“ Wendungen hervorzurufen. Die gegensätzliche Duplizität des festbestehenden zentralen Motivs und des nach Belieben veränderbaren ergänzenden Motivs bringen der Aufbau des Romans zustande, dahinter der Schriftsteller als modischen Hintergrund das im Titel enthaltene Motiv „Tschechen in Ungarn“ projiziert. Warum gerade dies und nicht — zum Beispiel — die zunehmende türkische Gefahr? Zweifellos teils wegen der Mode, teils wegen der Romanhaftigkeit. In der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts war nämlich weltweit und so

auch bei uns aus verschiedenen Gründen das Hussitenthema äusserst verbreitet; der tschechische positivistische literaturhistoriker Arnošt Kraus inventierte in 3 dicken Bänden die Daten der weltliterarischen Bearbeitung des Hussitismus<sup>9</sup>; ein bedeutender Teil davon entstand auffallenderweise in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Zu jener Zeit erschienen besonders in der deutschen Literatur unzählige belletristische Werke hussitischen Themas (Kraus erörtert von diesen mehr als 10); am bedeutendsten ist zweifellos, das auch bei uns bekannte (heute schon) lächelerregend sentimentale Drama von Kotzebue *Hussiten vor Naumburg im Jahre 1432* verfasst 1803 und dann immer wieder neu publiziert (sogar in Prag); von viel bleibenderem Wert, wenn auch nicht weniger sentimental, da es aber von einem echten Schriftsteller stammt – auch nicht veraltet, ist der mit verwobener Handlung und mehrere Bedeutungsschichten umfassender französische Grossroman *Consuelo* (1842) von George Sand. Zusammen mit den erwähnten waren damals zahlreiche andere Werke von ähnlichem Geist und ähnlicher Wirkung ausgezeichnet geeignet um – wie es Arany sagt – die Phantasie der „sentimentalen Jungen und Mädchen“ aufzuwirbeln. Aber auch in unserer Literatur versuchte bekanntlich, zehn Jahre nach Kotzebue 1813, József Katona ein solches Thema in seinem Trauerspiel unter dem Titel *Ziska a Calice, Führer der Taboriten* zu bearbeiten, das nach einer deutschen Quelle aber im Grunde genommen doch im „hussitischem Geist“ geschrieben wurde.

Die ungarische Romantik bürgert bald auch andere Beziehungen des weitlangenden hussitischen Themenkreises ein und gerade diese Beziehungen berühren am ehesten die heute geprüften Erscheinungen. Zu jener Zeit nämlich – in den dreissiger-vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts – erboten sich bei Erweckung der nationalen Vergangenheit als Beispiel („die Vergangenheit sie jetzt bloss ein Beispiel“) und Verherrlichung des alten Ruhmes, die das Land schwächende Uneinigkeit, der unselige Aufruhr und die feudale Anarchie als abschreckende Mahnung. Und es kommt der sich entfaltenden nationalistischen Ideologie fast noch zugute, dass eines der Mittel dieses Unheils (wenn auch nicht der Heraufbeschwörer) zufällig das sich in den Sold der Habsburger verdingte tschechische Milität war, über das aber schrieb – auch schon wegen der hussitischen Ketzerei – ein Teil der damals allgemein gelesenen Quellen der vom Geiste der Gegenreformation inspiriert war und oft gerade aus der Feder jesuitischen Autoren stammte, eher mit allgemeinen Widerwillen. Jene also, die – wie auch Jósika – katholisch erzogen wurden, empfingen diese Eingebungen vom vornherein subjektiv, wie auch Kraus darauf hinwies (II, 218), dass sich in der literarischen (besonders deutschen) Bearbeitung eines hussitischen Themas wesentliche Anschauungsdifferenzen zeigten, je nach dem ob die Verfasser Katholiken oder Protestanten waren. Auch Jósika selbst hat einen Grossteil seiner Daten aber auch seine Anschauung dem vom Jesuiten zum Lutheraner gewordenen Ignaz Aurel Fessler entliehen, dessen ungarische Geschichte von liberalem Geist aber zweifelhafter Verlässlichkeit bereits romantisch phantasiegefärbt war und der im 5. Teil seines Werkes auf Seite 84–85 bzw. 91–92 die

Aktionen der tschechischen Söldnerheere als Raubzüge, die Soldaten aber als Freibeuter bezeichnet. Der als Katholik geborene aber liberal denkende Jósika hat ebenso das damals volkstümliche Werk des Protestanten, vom Jahre 1837, József Péczely Jn. *A magyarok története* (Geschichten der Ungarn) verwendet und als Quellenmaterial angegeben. Alldies stand zweifellos im Einklang mit dem ungarischen politischen Ideengang der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts (also Habsburg-feindlich), in erster Linie mit den Bestrebungen die nationale Unabhängigkeit auszufechten, sei es als Hintergrundmotiv wie Vörösmartys *Széplak* (1828), sei es als Hauptthema wie in der anderthalb Jahrzehnte nach dem Jósika-Roman 1853 geschriebener Ballade von Arany *Az egri lány* (Das Mädchen aus Eger). Da sich auch Jósika in seinem umfangreichen Roman mit diesem modernen Stoff in gleicherweise befasst wie Vörösmarty in seiner romantisch poetischen Erzählung, das heisst er bedient sich seiner als Hintergrund (aber bloss als Hintergrund) zu der von extremen Emotionen erhitzten Handlung, lohnt es sich hier besonders die Aufmerksamkeit auf die Zeilen des Gedichtes „Széplak“ zu lenken, auch schon deshalb weil deren Ausdruckskraft gerade durch die Bündigkeit wesentlich schlagkräftiger ist als die langgezogene epochenschildernde Beschreibungen des Romans von Jósika, der Geist hingegen der sie durchdringt ist mit dem von Jósika identisch.

Dies ist also der Hintergrund in den sich die Märchenfäden des romantischen Jósika-Romans hineinweben. Die Handlung wickelt sich hauptsächlich auf drei solcher Fäden ab und diese Fäden verbinden von Fall zu Fall das charismatische Eintreten des Königs Matthias.

Der erste Faden ist natürlich die Gemütsgeschichte von Matthias selbst: sein leidenschaftsloses doch natürlich untadelhaftes Eheverhältnis zu Katarina, dann nach deren Tod, seine reine Liebe ritterlichen Geistes zu Isabella, einem anderen tschechischen Mädchen, das er später in morganatischer Ehe heiratet (und Mutter des János Corvinus wird).

Der zweite Handlungsfaden der des Mihály Zokoli, des treuesten Ritters von Matthias, der jeden Ritterroman verkörpert und der am meisten jene Absicht unseres Verfassers darstellt, dass auf den Seiten seines Romanes auch solche Helden, die tatsächlich lebten „in romanhafter Schönheit vor uns vorbeiziehen“ (II. 113). Es geschieht auch so: Zokoli — indem er in Böhmen zu Matthias eilt — erblickt in einer ahnungsvoll geschilderten Nacht, in der Erhabenheit einer geheimen religiösen Zeremonie ein Mädchen, Jiskras Tochter Serena. Aus dem Blick entsteht eine Liebe für Leben; Zokoli muss aber — durch gemeine List — Jahre hindurch unter falschem Namen und hinter einer Maske verborgen bleiben; schliesslich ordnet aber Matthias (nicht nur durch seine politische Macht, sondern auch als Vertreter irgendeiner sich auf alles und auf alle ausdehnende wohlwollende höhere Kraft) die Sache Zokolis: die Verliebten dürfen sich — nach zahlreichen unwahrscheinlichen Abenteuern — im Glück des Ehelebens vereinigen.

Der dritte Faden — der am meisten verschlungene — umspinnt die schreckliche Geschichte der Familie Káldor. Das Familienoberhaupt war

ein geachteter Magnat und ein bekannter Raubritter; einmal aber als er gerade auf einen Streifzug ging wurde sein Schloss von seinen Feinden unerwartet angegriffen, die alles aufwühlten, seine Familie und das Heer seiner Diener ausrotteten; jedoch gelang es einem alten Diener den kleinen Sohn Káldors durch verborgene unterirdische Gänge, und seine zwei Töchter, die noch Säuglinge waren, herauszuretten. Wunderlicherweise kam der kleine Knabe, der sich bald mit seiner Geschicktheit auszeichnete, zu einem der Unterführer von Jiskra und wurde unter dem Namen Komoróczy unerbittlicher Kommandant einer Räuberburg. Das eine Mädchen wurde – ebenfalls unter sonderbaren Umständen – von einem kinderlosen Magnaten adoptiert, das andere aber wurde die Ziehtochter eines jüdischen Kaufmannes. Die drei Geschwister also wurden – unter dem Einfluss der Umgebung und Erziehung – zu drei gänzlich verschiedenen Menschen: zum Raubritter, zu einer aristokratischen Dame und zum jüdischen Bürgermädchen. Doch nicht genug an dem! Komoróczy der freilich keine Ahnung von seiner Herkunft hat, verliebt sich in seine Schwester, die in adeliger Umgebung erzogen als Gattin eines deutschen Ritters lebt; er lässt sie entführen, in seine Burg bringen und nur das energische Auftreten der jungen Frau und die jeder Intrigue ausweichende Weiberlist verhindert die Erfüllung einer blutschänderischen Liebe. Gleichzeitig nimmt Komoróczy eine Gruppe von jüdischen Kaufleuten gefangen und martert sie, unter ihnen seine andere Schwester. Wie viele Rätzel! Wie viel Grausamkeit! Und wie viele Requisiten des formellen Walterscottismus: Zaubereien, Folterkammern, unterirdische Gänge . . . Es würde sicher lange dauern die über unerwarteten Wendungen dahinstolpernde Erzählung zusammenzufassen, im Laufe deren sich die Identität der Herkunft klärt und (wieder einmal!) durch die Vermittlung des Königs Matthias, Komoróczy im königlichen Heer kämpfen kann (wo er auch den Heldentod findet), das Judenmädchen aber – wenngleich von christlicher Abstammung – die Frau des Auserwählten ihres Herzens, des braven und geschickten und gescheiten jüdischen Jünglings werden darf.

Dieses jüdische Motiv zieht mit solcher Kraft durch den ganzen Roman, dass wir es sogar als einen besonderen Handlungsfaden betrachten könnten, wenn es nicht eng mit der Káldor-Linie verwoben wäre. Jedenfalls erscheint hier die unaufhörliche Verteidigung der Gleichberechtigung, die Würdigung der menschlichen und moralischen Werte der „armen, verachteten Juden“ (II. 138), als das Echo einer der Hauptforderungen des frühen ungarischen Liberalismus, mit den summierenden Worten des Königs Matthias: „Ihr seid Menschen des Friedens, ihr Frommen“ (II. 213).

Der in seinem Umfang und funktionell bedeutende jüdische Handlungsfaden ist hier deshalb wichtig, weil er darauf hinweist, dass von Jósika jedwede Voreingenommenheit hinsichtlich Rasse oder Nation ferne war. In Kenntnis des Romans muss die Feststellung des slowakischen Historikers Peter Ratkoš als Irrtum bezeichnet werden, demnach „Baron Miklós Jósika, der ungarische Schriftsteller der Reformzeit, die gegenseitigen positiven Beziehungen der tschechischen und slowakischen nationalen Wiedererwachung zu stören versuchte, als er 1839 in seinem vierbändigen



Roman „*A csehek Magyarországon*“ (Die Tschechen in Ungarn) die hussitischen Krieger Jiskras und ihre Feldzüge in der Slowakei (bezw. Oberungarn) lästerte.“ (Gen. W. 28). Wen oder was lästerte Jósika? Aus dem Obigen geht es klar hervor, dass sein Roman nicht „Tschechen“-feindlich, sondern die Brandmarkung jeder uneinigen Kraft ist, welche die zentrale Macht hätte schwächen können. „Die Krone ist in Friedrichs Hand; an den Grenzen tummelt sich Giskra; seine Freibeuter, Komoróczy und Walgatha, streifen bis zur Zwischenmauer von Pest; Pongrácz, die Erseis, die Gerős, Salomons, Podmaniczki und die anderen machen in in ihren Raubschlössern das Gesetz zum Spott.“ (I. 133). Und ähnlicherweise beruht auch die Verurteilung des ruhelosen und vielseitigen Karel Sabina auf einem Irrtum, indem er in seiner schon erwähnten Kritik geschrieben hat, dass „die Absicht des Verfassers ist eine Geringschätzung des Charakters der tschechischen Nation, sie lächerlich und verhasst zu machen“, ferner, dass „die ganze Schrift grob, unbegründet und daher eine niederträchtige Schmähung des tschechischen Volkes ist.“ (Gen. W. 39-40). Denn als Gegenbeispiel sticht es fast Seite für Seite ins Auge, dass der Verfasser unermüdlich die nach seiner Anschauung positiv zu bezeichnenden tschechischen Personen, Institutionen und Bräuche rühmt. Matthias' erste Gattin, dann seine grosse Liebe und morganatische Gattin, sind Tschechen; der andere Held Mihály Zokoli verlangt auch während des ganzen Strömens des Romans nach einer tschechischen Dame (die er endlich auch heiratet); der tschechische Führer Jiskra (nach der Schreibweise Jósikas Giskra) ist so oft er auch im Roman erscheint stets der möglichst sympathischste, sowohl als Soldat wie auch als Gatte und Vater; Jósika verurteilt seine Unterführer, die Freibeuter, besonders Komoróczy, der hingegen kein Tscheche sondern Ungar ist; er würdigt gebührendermassen die hussitische Kriegstechnik (II. 10); über Prag schreibt er wiederholt mit entzückter Begeisterung (allerdings mit ungenauer Ortskenntnis); und als sein Held in einer Schlossruine Böhmens einem unwahrscheinlichen hussitischen Gottesdienst beiwohnt, kann der Verfasser die tiefe Andacht, besonders „den seraphischen Gesang“ nicht genug rühmen: „Hier war kein lässiger Gleichmut zu spüren, der nicht die andächtigen Gläubigen, die demütigen Anbeter Gottes, sondern die untätigen Zeitvergäuder in die Kirche führt; kein Flüstern von freveligen leichtfertigen Reden war zu hören, auf den Lippen sass kein liederliches Lächeln; Nachbar schwätzte nicht mit seinem Nachbarn, das Volk ging nicht auf und ab im Saal: es kam hierher um zu beten und versammelte sich im Geheimen: es suchte die Glaubensgefährten, hier flossen und verschmolzten die Seele, der Glaube, die heilige Leidenschaft. Die andächtige Gemeinde hatte ein Antlitz, ein Verlangen stieg über die groben Steinbögen zum Himmel empor, jeder Gedanke war an Gott gerichtet.“ (I. 43-44).

Auch diese einigen herausgegriffenen Beispiele deuten es an, dass Jósika die „Tschechen“ nicht schmähte und – noch weniger – die Hussiten. Als Liberalem gefiel ihm die erste Erscheinung der Religionsfreiheit in Mitteleuropa: er identifizierte die Hussiten (und den Hussitismus) nicht mit den Komoróczis; mein Verdacht ist fast, dass er Komorowski, den

Obergspann aus Árva, geschichtlich von polnischer Abstammung zum Ungarn gemacht hat um die Gegenüberstellung umso eindeutiger zu gestalten. Jósikas Werk ist – selbst innerhalb der Schranken seiner eigenen Kunstart, das heisst als romantischer historischer Roman – nicht deshalb schlecht, weil er „tschechenfeindlich“ ist, sondern weil seine Perspektiven eng, seine Menschendarstellung seicht sind und sein Styl so wirkt als ob er die Karikatur eines Zeitgenössischen Verfassers darstellen wollte. (Z. B. „Das Pferd war rabenschwarz wie die Nacht, das Gesicht der Dame weiss wie die Morgendämmerung; ihre Kleidung zwang ihre zärtlich erhobenen leichtgeformten Glieder ins Frühlingsgrün“. (II. 34).

Ähnlicherweise dient zu unserem Ärgernis, dass der Schriftsteller seinem Werk vergeblich reichhaltigen Anmerkungsapparat beischliesst, seine historischen Kenntnisse bleiben lückenhaft, seinen Vortrag beflecken auf Schritt und Tritt hässliche Irrtümer, Verwirrung der Zeitfolge, lächeln-erregende Anachronismen. Dieser Art ist. z. B. der schon erwähnte hussitische Gottesdienst, der 1458 überhaupt nicht mehr im Geheimen abgehalten werden musste und den Jósika – meiner Meinung nach – darum so unwahrscheinlich eingeschaltet hat um seinen Lob des Hussitismus je wirkungsvoller erklingen zu lassen. So steht es auch mit dem Gebrauch von Schusswaffen und mit der unverständlich verzerrten Schreibweise der tschechischen Namen (anstatt Švehla Dzwela, statt Vašek Wasku, statt Žák Student Engel. . . das in vornherein auf Quellen von fraglichem Wert unseres Verfassers hindeutet und in diesem Zusammenhang auch darauf, dass seine Geschichtsanschauung auf Märchen der Chroniken aufgebaut ist. Dennoch ist nicht dies das Schlimmste, sondern – auf andere romantischen historischen Romane denkend, wie z. B. auf den erwähnten *CONSUELO* – vielmehr der Mangel an Dimensionen der Tiefe und sich dem anschliessend die bedrohliche Einengung der Perspektiven der Universalität; demzufolge sind natürlich auch die in den Roman eingeflochtenen Lebensweisheiten und Sentenzen voller Gemeinplätze. (Z. B. „Das Leben, wie es eben ist, nicht dulden zu können ist ebenso Feigheit wie lächerlich alle Träumerei ist, die auf unwahren Vorstellungen beruht.“) (II. 168).

Vom dem was wir weiter oben vorgetragen haben und auch von den jetzt dargestellten wenigen Auszügen ist es offensichtlich, dass dies eine solche mitteleuropäische Erscheinung des Walterscottismus (leider eine überaus primitive Erscheinung) ist, im Laufe dessen der Verfasser immerfort an seine Zeitgenossen denkt und sein Werk zu ihrer Erbauung schreibt, weit mehr als es seine westlichen Berufsgenossen bzw. Vorbilder tun, er greift in die Vergangenheit zurück um die Gegenwart und Zukunft zu formen. In diesem Sinne könnten wir, wenn wir gnädige Kritik über wollten, mit den Worten Madáchs sagen: „Seine Sünde ist die Zeit die ihn geboren hat.“

Auch L'udovít Kubáni bearbeitete 1861 unser Thema als Lehre für die Gegenwart. Die Lehren des Freiheitskampfes und der Bach-Ära hat er – abweichend von vielen seiner Zeit – und Volksgenossen – so erklärt, dass die mitteleuropäischen Völker in erster Linie die Slowaken und Ungarn,

nicht gegeneinander (gelegentlich jedes für sich in Bündnis mit dem Hause Habsburg) für ihre Zukunft zu kämpfen haben, sondern zusammengeschlossen in einer gemeinsamen Heimat, für gemeinsame Ziele. Diese Vorstellung sollte gleichsam die Fortsetzung des symbolischen Händedrucks sein, mit dem Kossuth L'udovít Štúr nach seiner im ungarischen Landtag gehaltenen bekannten Rede begrüßt hat: „Lassen Sie sich nicht einschüchtern — sagte er damals Štúr — im Gegenteil, helfen Sie mir in meinem Bestreben den Widerstand der egoistischen Magnaten zu brechen und Sie werden sich davon überzeugen, dass ich die Leiden meines eigenen Volkes und des ihrigen in gleichweise am Herzen trage, die wir Hand in Hand vorwärtsschreitend lindern können.“<sup>10</sup> Wir wissen welche fatalen Missverständnisse diese Absicht vereitelt haben und es dazu kam, dass unsere Nationen sich nicht miteinander gegen die Grossmacht verbündeten, sondern mit verschiedenen Mitteln gegeneinander an der Seite der Grossmacht gekämpft haben, je nach Zeitalter die Rolle des Sateliten wechselnd. Kubáni wählte daher im Geiste eines gewissen Hungarus-Patriotismus mit der ziemlich eigenmächtigen Auslegung des als Gegenstand gewählten historischen Stoffes, jene These zu veranschaulichen, dass der Streit zwischen Ungarn und Slawen gegeneinander unbegreiflich ist, wo doch beide Parteien vom selben Feind bedroht sind.

Diesem Gleichnis entsprechend entfaltet sich die wohlaufgebaute und in dramatische Spannung gereifte Handlung auf zwei entgegengesetzten Ebenen. Die Gefühlsebene (d. h. die natürlich menschliche) gehört dem Geist der Friedfertigkeit, die hier durch Liebe zustandegebracht wird: zwischen der Tochter eines der Unterführer von Jiskra, Zdeněk Valgatha, und László Hunyadi spinnt sich ein Liebesverhältnis. Kann wohl dieses reine Gefühl eine vermittelnde Verbindung zwischen der einander gegenüberstehenden (bezw. nach der Kubáni-Formel listig gegenübergestellten) Parteien sein? Dies ist die Schlüsselfrage des Romans, der Auslöser von Konflikten. Das Mädchen stellt den von ihrem Vater auserwählten Heiratskandidaten, einen ausgezeichneten tschechischen Ritter, ihrem geheimen Verlobten László Hunyadi mit den Worten vor: „Reich ihm die Hand mein László, er ist Mirko Krask aus Tabor, der Held unserer Heere, dessen jugendliches Heldentum so flammend ist, dass ihm in diesem schönen Vaterland ausser dir niemand gleich kommt. Reich ihm die Hand und eure Freundschaft wird das Pfand das Bündnisses der tapferen ungarischen und slawischen Heere werden, unsere Heimat aber kommt zum Frieden und unsere Liebe ans Ziel.“ (294–95)<sup>11</sup> Das Mädchen also von dem sich am Ende des Romans herausstellt, dass es eigentlich garnicht die Tochter Valgathas, des Unterführers, sondern das Kind des grossen Jiskra selbst ist (siehe, auch hier erscheint das beliebte Requisit der historischen Romane: die rätselhafte Herkunft!), will vermitteln, in Einklang bringen und eine gemeinsame Zukunft aufbauen.

Doch kann sich das Zusammentreffen, die Erfüllung der Liebe verwirklichen? Auf der anderen Ebene klirren Waffen, Kämpfer rüsten sich: zwar wäre auch auf der Seite Jiskras die Neigung zur Befriedung (namentlich da sich die Handlung 1451 nach der Schlacht bei Losone, die mit dem

Sieg von Jiskra endete, abgespielt hat, doch die trennende österreichische Intrige redet darein: Ulrich von Cilli, der übrigens genau so wie János und László Hunyadi so wie auch Jiskra im Roman persönlich erscheinen (und Kubáni im Sinne der Kunstgattungsfreiheit des historischen Romans ihre Persönlichkeiten und Umgebung verhältnismässig sehr eingehend beschreibt) — Cilli baut also tückischerweise, jedoch mit erstaunlicher Leichtfertigkeit Vertrauensmänner unter die Tschechen wie auch die Ungarn ein und diesen gelingt es so leicht die Gegensätze zwischen den gegenüberstehenden Parteien zu vertiefen und eine Vereinbarung zu vereiteln, dass der Leser fast glaubt diese Slawen und diese Ungarn hatten gar keinen anderen Wunsch als dass sie als Spielzeuge der Intriganten sich gegenseitig vernichten. Dies bezieht sich aber hauptsächlich auf die Führerschicht und auch hier nicht eindeutig. Eine der grossen Szenen des Romans ist der in der Burg Valgathas, in Anwesenheit von Jiskra und Cilli abgehaltene Kriegsrat; hier ergriffen mehrere das Wort, doch am leidenschaftlichsten sprach der Slowake Pankrác, der betagte Obergspan von Liptó: „Von den Deutschen kann keine rede sein! Donnerwetter! Sind wir vielleicht die Pantoffeln Friedrichs? Er hat uns alles gestohlen, den König und auch die Krone und Jetzt will er dass wir seine Beute auch mit Ungarn bereichern! Ich kenne die Deutschen. Öffnet eure Augen! Wo ein Deutscher einmal sein Nest baut, von dort kann man ihn selbst mit der Harke nicht entfernen. Bruder Jiskra! Mein Rat ist: schliessen wir Frieden mit Hunyadi und verteidigen wir das Vaterland gegen die Türken, oder die Deutschen — ganz egal!“ (310) Der Kriegsrat entsendet Abgeordnete mit einem Friedensangebot zu Hunyadi, der Empfang ist der möglichst günstigste, denn auch auf der Hunyadi Seite verlangen viele nach einem Ausgleich, in erster Linie László Hunyadi der „Halbgott-held“. Doch alles verdirbt die Arglist: der tückische Cilli, dessen Absicht es ist „Zwietracht zwischen Ungarn und Tschechen zu stiften, möge der eine den andern ausrotten: vereinigt könnten sie das gesamte Deutschtum erschüttern.“ (320) — sendet auch eine Botschaft an Hunyadi und nicht nur, dass er falsche Nachrichten mitteilt, sondern er verrät auch den grossen Zielen entgegenstrebenden Vater die geheime Liebe Lászlós zum tschechischen Mädchen; sein Sohn — sein Augapfel und die Tochter des „Raubritters“! Als Einfluss dieser Intrige vereitelt sich der Versöhnungsplan: „László dein Verlobter hat etliche Versuche gemacht seinen Vater zu beeinflussen, doch siegten die Deutschen — sagte der Heldin eine ihrer Freundinnen — das Bündnis zwischen der Slowakei und Ungarn ist zur Zeit leider unmöglich.“ (353) Und János Hunyadi zieht mit seinem Heer gegen Jiskra und stürmt vorerst Valgathas Burg; und erobert sie auch durch Kriegslust. . .

Von diesen einigen inhaltlichen Hinweisen und Zitaten geht es klar hervor, dass sich im Roman Kubánis im Hintergrund des unrealisierbaren ungarisch-slowakischen Versöhnungsversuches auch ein Generationsstreit verbirgt: die Jugend — die Vertreter der Zukunft — wollen, was für ihre Väter noch ein problematischer Traum war; als ob Kubáni auch hinsichtlich sein Zeitalter von der Jugend das Versprechen der Zukunft erwartet

hätte... Doch gibt es da auch noch etwas anderes was damals (1861) Hoffnung erwecken konnte: geschichtlich ein neuer Faktor, den Kubáni mit zärtlicher Sorge erscheinen lässt, die slowakische Nation. Unter Jiskras Oberbefehl kämpfen nämlich und verteidigen die belagerte Burg „tschechische Streiter und slowakische Adelige“ gemeinsam (379), die „im Zeichen des Kelches die tschechoslowakische Nation“ zustandebringen (278); der perspektivische Zweck ihres Kampfes ist aber – nur zu sehr in der Ausdrucksweise des 19. Jahrhunderts – „die Vermehrung und Kräftigung des Slawentums“ (307); (als ob die einstigen Ahnen Kollar eifrig gelesen hätten). Die Grundlage der Nation ist natürlich das Volk und das werteste Element des Werkes von Kubáni ist die Darstellung „des umgebenden religiösen hussitischen Volkes“ (290); von seinen Gestalten ist die unbedingt am besten gelungene, das heisst am authentischsten dargestellte Person: Hrabina, der slowakische Schildknappe eines tschechischen Ritters. Er begleitet seinen Herrn zur erwähnten Mission: unterwegs befreundet er sich mit ungarischen Schicksalsgenossen und sie verstehen sich ausgezeichnet. Das Selbstbewusstsein der Slowaken kommt auch anderwärts zum Ausdruck; einer der slowakischen Soldaten Valgathas spricht wie folgt: „Ich bin Slowake, mein Herr: mein Wort gilt mehr als jeder Eid.“ „Wir können diesem Burschen vertrauen – dachte Valgatha – er ist die verkörperte slowakische Ehrlichkeit.“ (368)

Der Hussitismus steigert – wie allgemein bekannt – das Bewusstsein der slowakischen Zusammengehörigkeit genauso wie er (aufgrund der Deutschfeindlichkeit) auch in anderen ost-mitteuropäischen Völkern die Möglichkeit des Selbstbestimmungsrechtes erweckt hat, die Ausdrucksweise alldessen erfolgte jedoch keineswegs den ideologischen Schemas des 19. Jahrhunderts entsprechend, wie dies der slowakische Schriftsteller das Geschmackssystem und die Gedankenformen seiner Zeitgenossen vor Augen haltend, in seinem Torsoroman, der dank seiner Episodenszenen im allgemeinen als gelungen bezeichnet werden kann, uns glaubwürdig machen will.

\*

Die slowakische Frage – genauer: das tschechoslowakische Verhältnis – kann als einer der wichtigsten Gedankengänge betrachtet werden in der Jirásek's Trilogie. Wie anders ist aber die Art und Weise wie das slowakische Schicksalsproblem hier in Erscheinung tritt und einen Sinn erhält, als es Kubáni dargestellt hat: hier ist keine Rede mehr von einer slawisch-ungarischen Befriedigung, sondern nur von jener militärischen und ideellen Hilfe, die die Tschechen dem Slowakentum gegen die ungarische Unterdrückung geleistet haben. „Jiskra verteidigt uns gegen die blutigen Henker, darum sind wir mit ihm und werden auch alle mit ihm sein, wir alle slowakischen Adligen und werden ihm folgen entgegen Hunyadi und seinen Magnaten, seinen Zigeunern und Kumanen.“ (I. 55)<sup>12</sup> Und der slowakische Vater schickt auch seinen letzten Sohn in den Krieg gegen „die hundsköpfigen Ungarn“ (a. a. 0). Aber auch Hunyadi stellt von einem slowakischen Hauptmann murrend fest: „Diese slowa-



kische Bestie hält es mit den Tschechen wie alle slowakischen Adeligen.“ (II. 281) Diese nur aufs geratewohl herausgegriffenen Dialogfragmente stellen getreu die Stimmungssphäre dar, mit der der Schriftsteller die Handlung seines monumentalen Romans, in Wirklichkeit die romanhaft vorgetragene Geschichte von 20 bewegten Jahren, umgibt.

Doch der Verfasser selbst weist genau mit dem Titel seines Werkes wie mit dem als Vorwort niedergeschriebenen Geständnis auf die primäre Wichtigkeit des slowakischen Themenkreises hin. Der Titel *Bratrstvo* vergegenwärtigt nämlich einerseits die Schlussphase des hussitischen Heldenalters, wie die in Sold gezwungenen, dann als „selbständige militärische Republik“ weiterkämpfenden „Brüdereinheiten“ versuchen die Sache fortzusetzen und die hussitischen Ideen: die religiösen, moralischen, gesellschaftlichen und natürlich auch strategischen Ergebnisse in neue Verhältnisse auf dem Boden eines verwandten Volkes hinüberzuretten. Andererseits aber erinnert der Titel – im weiteren Sinn – gerade an die tschechoslowakische Aufeinandergewiesenheit und Verbrüderlichung. Und diese letztere Beziehung hebt auch das Vorwort hervor indem es hervorhebt, dass „der Kriegslärm und die tschechische Bibel die beiden Brüdervölker die das ungarische Schwert entzweit hat, wieder miteinander verbunden haben“. (I. 10)

Und Alois Jirásek ist ein entsprechend bewusster Künstler dazu, dass das was er im Titel und im Vorwort verspricht auch in der Struktur des Werkes zur Geltung bringt; und tatsächlich: das einleitende Kapitel der Trilogie macht uns mit der Welt des slowakischen Kleinadels bekannt, für die – laut der These Jiráseks – der Krieg der Jiskras in Oberungarn vor allem ein slowakischer Freiheitskampf war, die Schlusszene des dritten Bandes – das heisst der Schlussakkord des ganzen Romans – führt wiederum in dasselbe slowakische adelige Dorf zurück, wo jetzt schon eine neue Generation aufgewachsen ist und für sie und auch für die späteren Zeiten die erkaltenden Erinnerungen an die grosse Zeit zur erhaltenden Tradition werden. . . .

Doch ist auch die slowakische Beziehung in der Romanhandlung überall gegenwärtig, teils ausgesprochen, teils bloss als Hinweis (in solchem Masse, dass Zdeněk Nejedlý in seiner zu dieser Auflage der Trilogie geschriebenen Nachwortstudie nicht ohne Grund behaupten konnte, dass dies eines der prägnantesten slowakischen Werke ist, nicht nur in der tschechischen sondern auch in der slowakischen Literatur“ (III. 539): Jiskra erscheint als „der Hauptmann des slowakischen Oberlandes“ (II. 317), der „gerade so Regent des slowakischen Landteiles ist, wie János Hunyadi in der Tiefebene“ (I. 175), der „mit jedem in slowakischer Weise spricht“ (I. 178); in seinen Truppen und Garnisonen dienen überwiegend Slowaken gemeinsam mit einem Rahmen entsprechender tschechischer Anzahl (I. 157); die furchterregende Infanterie bilden die Detvaer, die „die Ungarn wie Rüben zerstückeln“ (I. 226); es gibt Slowaken auch unter den Burghauptleuten und Truppenkommandanten (I. 159 und passim, da der eine Held, dessen Heldentaten in der ganzen Trilogie verfolgt werden können, ein erdachter junger slowakischer Adelige: Janko Kozic ist). Das künst-

lerische Bewusstsein Jiráseks kommt auch darin zum Ausdruck, dass (und wie) er bestrebt ist die Schande des Habsburg-Soldes zu kompensieren, einerseits erklärt er erneut mit guter Einfühlung die Rolle der Berufssoldaten am Ende des Mittelalters, ihre Moral, Gebräuche, anderseits verleiht er vielerorts — und besonders — strukturell eine bedeutende Rolle der tschechischen hussitischen Gemeinschaft, die unter Führung ihres Pfarrers und ihres Vorstehers unter dem Schutz von Jiskras Heeren in das Komitat Gömör wandern, dort ein hussitisches Dorf gründen, die bloss mit ihrem Dasein und ihrem Beispiel die hussitischen Lehren von fortschrittlichem Idealismus verbreiten: und erübrigt sich gewiss zu erwähnen, (es folgt vom Geist der Trilogie selbstverständlich), dass sich zwischen der Schwester des Pfarrers — diesem sanften, gütigen, reinen tschechischen Mädchen — und dem das slowakische Männerideal verkörpernden Hauptmann zärtliche Gefühlsfäden spinnen...

Jedoch — wie bereits erwähnt — so sehr auch das als Roman bearbeitete tschechisch-slowakische Verhältnis in der Achse der Jirásek-Trilogie steht, erinnert die andere Bedeutung des Titels *Bratrstvo* daran, dass der eigentliche Gegenstand des Romans trotzdem die Vernichtung der eigenartigen Formationen der hussitischen Bewegung (der „brüderlichen“ militärischen Gemeinschaften) ist, die freilich — auch schon wegen des Ortes — mit dem Versuch einer Verwirklichung der tschechisch-slowakischen Verbrüderung verknüpft ist. Aus diesem Grund nimmt *Bratrstvo* einen besonderen Platz im monumentalen Lebenswerk Jiráseks ein, das im Geiste der von Palacký geschaffenen Nationalgeschichte (*Dějiny národu českého* 1848 — 1876) und sogar auch in seinem taktvoll archaisierenden Stil, aber freilich auf einer breiteren Grundlage und mit einem lebensnäherem Inhalt, sich zu einer belletristischen Darstellung der gesamten tschechischen Vergangenheit entschliesst. Gemäss der Konzeption von František Palacký, die sich anhand der herderischen Lehren und der Beispiele hervorragender englischer Historiker (Bolingbroke, Gibbon) geformt hat, steht in Mittelpunkt als regulierende Kraft dieser geschichtlichen Entwicklung die hussitische Bewegung und die demokratische Idealität, die durch sie vertreten war; nach ihr richtet sich alles was in den früheren Zeiten Bedeutung hatte und ihr entspringt, ihre Fortsetzung ist, all das was in den Folgenden Epochen die Freiheitsbestrebungen der tschechischen Nation durchdringt. Auch Jirásek füllt den Grossteil seiner mächtigen Romanfresken — sowohl quantitativ wie auch qualitativ das Beste — mit eingehender Darstellung der Reife, des strahlenden Glanzes und des traurigen Niederganges dieser hussitischen Heldenzeit an. Die „drei Rhapsodien“ des *Bratrstvo* skizzieren schon mit ihren Bandtiteln von reicher Bedeutung — I. *Bitva u Lučence* (Die Schlacht bei Lučenec), II. *Mária*, III. *Žebráci* (Bettler) — die Szenen der letzten Aufflackerung, des letzten Kraftaufwandes, des hässlichen Verrats und des langsamen Dahinscheidens; die militärische Niederlage des taboritischen Hussitismus, dass heisst des radikalen Flügels der Bewegung — der „brüderlichen“ Truppen — wurde in Oberungarn besiegt, vorerst bei Sárospatak (1458), dann endgültig bei Kosztolány (1462), doch — gemäss Jirásek — nicht nur zufolge der

geschichtlichen Änderungen, sondern auch als Ergebnis einer hinterlistigen Intrige.

Bei diesem Punkt muss nebenbei noch bemerkt werden, dass Jirásek in dieser Trilogie, gerade wegen der slowakischen Beziehungen, gezwungen war vom Ideengang Palackýs abzuweichen: Palacký berührt nämlich im 4. Teil seines grossen Werkes (Kapitel 14), wo er über den Feldzug Jiskras in Oberungarn spricht, die tschechisch-slowakischen Beziehungen nur insofern, dass der Oberkommandant so viele Streitigkeiten mit seinem einzigen slowakischen Verbündeten von Rang, dem Liptauer Obergespan Pankrác hatte. 50 Jahre nach Palacký schafft Jirásek unter Einfluss (und Leitung) des allgemeinen Denkens um die Jahrhundertwende, eine farbige Fiktion, teils zwecks Darstellung der tschechisch-slowakischen Verbrüderung, das heisst einer viel eingehenderen Veranschaulichung jener Idee die auch schon bei Kubáni aufleuchtet („im Zeichen des Kelches die tschecho-slowakische Nation zustandezubringen“) — teils zwecks Erklärung des Verrats, zu dessen Motivierung — zufolge des Spiels der Kräfte auch die ungarische Beziehung fast natürlicherweise eingeschaltet werden musste. Die innere Logik der Trilogie, ja selbst die Logik des ganzen Lebenswerkes von Jirásek verlangte schon von vornherein, dass der Verfasser einen äusseren Faktor — eine Person oder einen Umstand — zwecks Erläuterung des Misserfolgs einschalte; die „Kämpfer Gottes“ und ihre Nachkommen und Verbündeten (um 1900!) konnte man doch nicht so erscheinen lassen, wie sie z. B. in Jósikas Roman vorkommen, d. h. als bettelnde Söldner, die unter den Schlägen des Schwarzen Heeres von König Matthias eine nach dem anderen ihre Stellungen aufgaben.

Jedoch erwartet eine unumgängliche Falle einen solchen neuzeitlichen Chronikverfasser, wie es Jirásek war, das heisst der überall eine Atmosphäre schaffend authentisch, ja hinreissend ist, wo er Epochen und Schauplätze, ferner Ereignisse, hauptsächlich Massenszenen, Kriegsoperationen, Truppenbewegungen und Kämpfe beschreibt, jedoch steht er unbeholfen herum, sobald er Verhältnisse des Privatlebens zu vergegenwärtigen versucht, oder besonders deren Beweggründe analysiert. Gemäss der Romankonvention des 19. Jahrhunderts ist aber zur Rolle der erwähnten äusseren Ursache das geeigneteste Motiv die weibliche Intrige und als deren Bewegungskraft die alles verzehrende Liebesleidenschaft. Übrigens war das frevelhafte Prinzip des „Cherchez la femme“ nie moderner als in der falschen Anschein liebenden Welt am Ende des Jahrhunderts. Die märchenwebende Phantasie Jiráseks entwirft auch in diesem Sinne einen Märchenrahmen — der sich aber mangels schaffender schriftstellerischer Kraft — nur schwer mit Leben füllt.

Der Anfacher der Liebesleidenschaft wird eine phantasiegestaltete Person sein unter den geschichtlichen Gestalten die tatsächlich gelebt haben: Maria, die ungarische Gattin eines slowakischen Adligen, die der gemeine und schlappe Gatte in die Hand des hussitischen Hauptmanns spielt; die Frau ist also eine Gefangene, doch macht sie mit der Kraft der Sinnlichkeit den der sie gefangen hält zum Gefangenen, Talafús, einen der legendären Führer der Söldnerheere, von dessen Taten unter anderen

von seinem bedeutenden Streifzug gegen Eger in den Burgen und Lagern Lieder gesungen wurden und der – oh Schreck! – den früheren Bräutigam Marias – die einzige grosse Liebe ihres Lebens – im blutigen Kampf ermordete. Maria ist also voller Hassgier, doch verliebt sie sich allmählich in den aufmerksamen, zärtlichen, stattlichen Hussitenführer. Dies ist wahrlich Romantik im besten Sinne; aber nicht mehr die das Schicksal herausfordernde, den Sinn des menschlichen Daseins erforschende wahre Romantik, die die individuellen Leidenschaften in universale Perspektiven projiziert, die geistige Welle von mitreissender Kraft des ersten Drittels des 19. Jahrhunderts, sondern nur eine Nachahmung, ein Ersatz: Neoromantik; wie sich der Kleinbürger mit geregelterm Leben (im Falle Jiráseks: der in der sanften Stille des Archivs forschende Geschichtslehrer) die schrankenlose Orgie der Leidenschaften vorstellt. Und unser Schriftsteller der die Bewegungen der Wagenburgen, den Galopp der Reitertruppen wahrheitsgemäss darstellt, sinkt auf die Ebene der Schundliteratur herab und verirrt sich in Kalender-Psychologisierung sobald er das eigenartige Benehmen von Maria oder die Liebesblindheit von Talafús beschreibt. Ihr zwittriges Verhältnis erfüllt aber im Roman Jiráseks sichtlich eine doppelte Funktion (und zwar wichtige Funktionen): einerseits enthüllt es einige vermutete (und seitens des Lesers annehmbare) Verursacher der Kriegsmisserfolge, es ermöglicht aber andererseits – was für uns nicht gleichgültig sein kann – dass der Schriftsteller wenigstens so in übertragener Weise und auf eine Nebenlinie geschoben, auch die komplizierte Problematik der tschechisch-ungarischen Beziehungen darstellen kann, zumindest so wie dies um die Jahrhundertwende im tschechischen allgemeinen Denken mehr oder minder üblich war. Deshalb bekommen im Roman Maria die verhängnisvolle Frau und Talafús der tragische Held Schlüsselrollen.

Maria ist wie sie Bertalan Székely oder Mikoláš Aleš die grossen Frauen grosser Zeiten dargestellt haben: „In ihrer würdevollen, selbstbewussten Erscheinung konnte man sofort die wirkliche ungarische Frau erkennen.“ (II. 437) Und fügen wir hinzu, dass zu jener Zeit, gegen Ende des 19. Jahrhunderts im Kreise der Tschechen und auch anderwärts wo über den bezwingenden Zauber und dem Liebesfeuer der ungarischen Frauen Vorstellungen reichlich lebten, seufzten auch im Werke Jiráseks die ansonsten rohen tschechischen Söldner einer wie der andere nach ihnen: „Maďarky, ó maďarky“ und erzählten einander sehnsuchtsvoll ihre wahren oder erfundenen Abenteuer; (wer weiss ob sich darin nicht auch irgendein Nachgefühl an die zweifelhafte Volkstümlichkeit der Wengerkas um die Jahrhundertwende verbirgt?).

Jedenfalls lebt sich Maria von Stufe zu Stufe in ihre Rolle ein: zuerst erkennt sie nur, dass sie den in Gefangenschaft leidenden ungarischen Soldaten helfen könnte; da kann das Verhältnis Maria-Talafús folgendermassen empfunden werden: am Morgen nach ihrer ersten Liebesnacht, zeigt der Mann auf das Fenster: „Dort rechts neben der grossen Arkade, dort waren wir...“, – die Frau wendet ihren Blick und fragt ohne Lächeln: „Wo ist der Kerker der ungarischen Gefangenen?“ (II. 79) Je mehr

sich die Kriegslage kompliziert (und ihre Zauberwirkung auf Talafús wächst) desto mehr Aufgaben nimmt Maria auf sich: mit Hilfe eines Vertrauensmannes beginnt sie zu Hunyadi's Gunsten zu spionieren.

Diese Fiktion beweist ausgezeichnet — wenn dies überhaupt bewiesen werden muss — die schriftstellerische Findigkeit Jiráseks. Nach dem Sieg bei Losonc (Lučenec) fängt das Kriegsglück der Jiskras zu sinken, der *Chronik*-schreiber muss auch über die Misserfolge berichten. Der *Roman*-schreiber langt also nach einem geschickten Griff: eine Ursache der Niederlagen, gelegentlich die Hauptursache ist die Intrige, die Hinterlist, die Spionage, die Wühlarbeit des Feindes der sich in der Nähe der Kriegsgeheimnisse schleicht; auf diese Weise erfordert fast die Romanstruktur, dass Maria eine ausserordentlich wichtige Spionagetätigkeit ausübe. Dann erhält sie auch schon einen formellen Auftrag; sie verschafft die Möglichkeit den in Gefangenschaft gehaltenen Bischof von Eger zu treffen: „Ich bin Sündnerin — schluchzte sie — eine grosse Sündnerin. Ich bin kein Ketzer, ich bin ein Christ, eine ungarische Frau, doch lebe ich hier unter ihnen, unter Ketzern“. Der überraschte doch natürlich sogleich eroberte Bischof, vergleicht die Rolle Marias mit jener der biblischen Judit und ermutigt sie sogleich: „Wer weiss, meine Tochter, ob der Schöpfer nicht gerade dich erwählt hat um das Schwert seiner Rache zu sein in der Bestrafung dieser entsetzlichen Ketzern“ (II. 213–214) Also ist diese schöne und anziehende und unwiderstehliche edle Dame: eine organisierte Spionin; zufolge ihrer Lage gelangt sie in Kenntnis von vertraulichen Informationen, Entscheidungen, Beratungsbeschlüssen, Kriegsplänen, die durch ihre Vermittlung in die Hände des Gegners geraten. „Mehr als eine sichere und verlässliche Nachricht hat ihr Talafús selbst mitgeteilt.“ (III. 39) Natürlich haben uns seither das Fernsehen und sonstiger Literaturersatz im grossen Ausmass an noch viel hinterlistigere Spionage gewöhnt. Doch müssen wir es zulassen, dass unsere Maria im Verhältnis zu den Umständen am Ende des Jahrhunderts mit ihrer Geschicktheit alle übertrifft, sie bekommt alles zu wissen was sie will, beziehungsweise was ihr Auftraggeber benötigt, denn der Held Talafús ist ja so blind und taub wie balzender Auerhahn.

Maria jedoch kann — in ihrer Eigenschaft als ungarische adelige Dame — keine gewöhnliche Spionin sein! Und an diesem Punkt wechselt der Roman in ein Melodrama um; denn siehe die Spionin ist dem treu, beziehungsweise dessen Gemeinschaft sie regelmässig verraten hat. Sie gelangt in das ungarische Lager, sie könnte unter den ihrigen bleiden, doch als „treue Verräterin“ (III. 479) — versucht sie lieber zu dem zurückzukehren, den sie verraten hat, den sie aber liebt: sie will sogar schon der Spionage entsagen; „Könnte ich doch Talafús noch einmal sehen“ (III. 15) Doch kann sie ihn nicht mehr sehen. Dem Geiste des ganzen Werkes entsprechend und im Sinne der anderen Strukturlinie des Werkes, decken die slowakischen Ritter die Intrige auf und bereiten „der ungarischen Hündin“, „der niederträchtigen Hure“ ein Ende. (III. 357) Auf die Slowaken nämlich machte — und nur auf sie — ihre weibliche Hexerei keinen Eindruck; sie sind Leute wie Jirásek anlässlich seinen wiederholten Reisen in der Slowakei um 1890 erkannt hat: unerbittlich misstrauisch gegenüber



jedem und allem, wer oder was von den Ungarn kommt. Andererseits geht es auch von dem was wir im obigen über die primäre Rolle des tschechisch-slowakischen Problemenkreis im Roman gesagt haben, klar hervor, dass gerade die Slowaken, die eventuell gefährlich werdende tschechisch-ungarische Nebenlinie aufwickeln mussten. Denn in den Tschechen verblasst eben nicht leicht irgendeine ungarische Nostalgie. Eine schöne, vielleicht die schönste Erzählung Jiráseks, *Hejtmanská sláva* (Der Ruhm des Hauptmanns 1883) besagt das Alter und den Tod Talafús'. Der einstige Söldnerführer lebt als trauriger Greis im Kreise seiner Familie mit seinem treuen ungarischen Schildknappen in einer kleinen aus Holz zusammengeflackten Schutzburg. Es spricht wenig, sinnt in sich gesunken über vergangene Zeiten nach. „Manchmal lauschten aber die Mitbewohner einem Lied. Talafús sang ein ungarisches Lied, immer kräftiger bis seine Stimme so richtig laut erschallte. Sobald die Gäste und Gastgeber dieses ungewöhnliche Lied hörten, verstummten sie sofort: so ein wundesbares, wehmütiges Lied haben sie in dieser Gegend noch nicht gehört. Sie verstanden den Text des Liedes nicht, doch die Melodie ergriff alle Herzen, alle fühlten, dass im Lied irgendeine grosse Klage schwingt“.<sup>13</sup> Dann greift eine kleinere Einheit des in Böhmen kämpfenden Heeres von Matthias die Bretterburg an, und im ungleichen Kampf, indem er seinen ungarischen Schildknappen schützt, wird der legendäre Hauptmann der hussitischen Streitkräfte in Oberungarn tödlich verwundet.

*Der Ruhm des Hauptmanns* wirkt als Auftakt der grossen Trilogie. Der zusammengebrochene, trübsinnige Held beugt sich über seine Vergangenheit, denkt an seine Kameraden, ihre Kämpfe, seine Liebe, seine Familie, doch wozu sollte er hierüber sprechen, die um ihn lebenden könnten seinen Worten kaum noch folgen, darum singt er lieber traurige Lieder mit unverständlichem Text... Statt ihm erzählt der späte Chroniker, Alois Jirásek, ihre Taten in einer wesentlich veränderten Welt, Generationen die neue Aufgaben auf sich nehmen und bereit sind jeden erklärten Bericht und jedes verschönernde Gewand über die Heldenzeiten empfindsam in sich aufzunehmen.

\*

Wenn wir im dreifachen Spiegel des 19. Jahrhunderts die aufblitzenden Momente unserer mitteleuropäischen gemeinsamen Geschichte betrachten, sticht es uns ins Auge, wie sehr sich die Bewertung, beziehungsweise die Einstellung ändert, je nachdem zu welcher Zeit und in der Umgebung welcher Nation die Spiegelung erfolgt ist; mit anderen Worten, welchem Publikum der Schriftsteller sein Werk zugeordnet hat, was er damit veranschaulichen, als Beispiel vorführen oder beweisen wollte. Nichts ist lehrreicher in dieser Hinsicht, als die völlige Übergehung der slowakischen Problematik bei Jósika, ihre nachdrückliche Betonung — als Bedingung einer Regelung des ungarisch-slawischen Verhältnisses — bei Kubáni, deren Einfügung in die Mittellinie, ja sogar die Würdigung ihrer auf Jahrhunderte auswirkende geschichtsformende Bedeutung bei Jirásek.

Es kann jetzt nicht unsere Aufgabe sein in diesem Streit Stellung zu nehmen, dessen Erörterung im übrigen eher Sache der Historiker und – teils – der Politologen ist. Von literaturgeschichtlichen Gesichtspunkt aus stimmt der Umstand nachdenklich, dass Kubáni wie auch Jirásek – im Bestreben ihren Werken eine ideologische Perspektive zu verleihen – der kaum zwei Jahrzehnte dauernden Gegenwart von einigen tausend tschechischen Söldnern in dem von Slowaken bewohnten Oberungarn, zu sehr hervorheben. Ist es nicht wahrscheinlicher – woran Jozef Škultéty und auch Branislav Varsík erinnern,<sup>14</sup> – dass in der Kräftigung des Bewusstseins des tschechisch-slowakischen Brudertums, erst die Prager Universität, dann die Bibel von Kralice, später und hauptsächlich aber – das Gesangbuch von Jiří Třanovský (Tranoscius) in tschechischer Sprache, (*Cithara sanctorum*), das seit 1636 in unzähligen Auflagen zur geistigen Nahrung ersten Ranges der evangelischen Slowaken wurde, eine wichtigere Rolle gespielt haben. Dies geschah zur Zeit, als nach der Nationalkatastrophe am Weissen Berg (1620) die ihrem Glauben treuen tschechischen Protestanten – Hussiten, Tschechische Brüder, Evangelische – massenweise eine neue Heimat im damaligen Ungarn fanden, meist freilich in den von Slowaken bewohnten nördlichen Komitaten; (vgl. „Ungarn hatte in den tschechischen Landteilen schon in den Zeiten nach der Schlacht am Weissen Berg einen guten Ruf, als ein Land, wo die Religionsfreiheit grösser war, als bei uns, wo seit dem Dreissigjährigen Krieg eine habsburgisch-jesuitische Finsternis herrschte. In Ungarn fanden viele tschechische nicht-katholische Exulanten Zuflucht.“)<sup>15</sup>

Ähnlicherweise ist es auffallend, wie extrem unterschiedlich die hier und dort erscheinenden historischen Personen charakterisiert werden; Hauptmann Švehla ist bei Jirásek der Hauptdarsteller des an sein Ende gelangten hussitischen Dramas, ein tragischer Held; bei Jósika – unter dem Namen Dzwela – ist er ein blutgieriger Dachskönig; Žák ist in der Jirásek-Trilogie der nützlichste Kundschafter Jiskras, bei Jósika ein für alles bereiter gemeiner Übeltäter; doch mehr als alle Komoróczy, der zwar – unter dem Namen Komorovský – im Roman Jiráseks auch kein Ritter ohne Furcht und Tadel ist, im historischen Panoptikum von Jósika aber die Verkörperung der zügellosen Bosheit, ein wütender, losfahrender, sich umhertreibender Ritter; (unsere Verfasser richten auch die Beschreibung des Äusseren, der Form und des Blicks solcher Personen danach). Es gibt nur eine Person, die überraschenderweise in allen drei Werken gleicherweise „positiv“ ist: Jiskra, das Oberhaupt der Söldnerheere. Obwohl er letztenendes – auch nach der Analyse von Palacký – nur ein mitteleuropäischer Kondottiere war, der seine eigenen Interessen und die seiner Soldaten vor Augen hielt, ohne besonderen ideologischen oder garnationalen Motiven; „Ihm kann die unselige Regel zugeschrieben werden, dass das siegreiche Militär nieder Not ausgesetzt wird, denn es kann ja mit seinem Schwert überall sein Leben aufrechterhalten.“<sup>16</sup> In den Werken unserer Autoren ist er noch ein edler Ritter, während die Nachkommen der „Kämpfer Gottes“ Räuber und Henkersknechte sind (bei Jósika), Hunyadi aber ist der Held des ungarischen Volkes, von dem auch Kubáni im

Superlativ schreibt, in der Trilogie Jiráseks hingegen erscheint er als unbarmherziger Organisator von schrecklichen Massenmorden...

Wir könnten die als Lehre dienenden gemeinsamen und doch gegensätzlichen Motive weiter aufzählen. Wir könnten erwähnen, wie lehrreich zwecks Veranschaulichung der unterschiedlichen Beurteilung es wäre, eine einzige Episode auch gesondert eingehend zu prüfen: die ungarischen und tschechischen Bearbeitungen, beziehungsweise die sprachlichen Ausdrucksmittel dieser Bearbeitungen über den Streifzug gegen Eger; welche Wirkung sie bei den Lesern oder Hörern ausgelöst haben mögen, je nach dem ob die Streifzügler als Bettler oder als Helden in ihnen erscheinen?

Unsere Absicht aber war — in der ganzen Arbeit — nicht so sehr eine restlose Dateninventur zu unternehmen, sondern vielmehr die Prüfung von Typenbeispielen mit dem Zweck klarer zu sehen, welche gedanklichen Schädlinge uns (und in uns) das vor einigen als wunderbar bezeichnete 19. Jahrhundert als Erbe hinterliess und wie viel wir noch tun müssen um mit unserer Vergangenheit abzurechnen, der wir — mit den Worten von Attila József — eine sanfte Zukunft schuldig sind.

Unsere Beispiele warfen auch ein Licht darauf, dass die nationalen Gegensätze und Vorurteile zumeist erdacht waren, die Propheten der Vergangenheit haben sie in unser Bewusstsein gesetzt. Denn wie anders wäre es möglich, dass der gleiche historische Stoff seitens der Verfasser, in drei verschiedenen Weisen ausgelegt und veranschaulicht wird, stets nach Bedarf der eigenen Zeitgenossen.

#### ANMERKUNGEN

<sup>1</sup> Mit den Beziehungen der hussitischen Bewegung in Ungarn beschäftigten sich auch unsere Geschichtswissenschaft und Literaturwissenschaft wiederholt. Obzwar sich der Verfasser vorliegender Arbeit unter der Anziehungskraft anderer Zusammenhänge diesem Themenkreis zugewandt hat, war ihm auch das Studium der historischen Bearbeitungen von Nutzen, darunter die hervorragendsten: *Tóth-Szabó, P.*: A cseh-husizita mozgalmak és uralom története Magyarországon (Geschichte der tschechisch-hussitischen Bewegungen und des tschechisch-hussitischen Regimes in Ungarn). 1917; und *Székel, Gy.*: A huszitizmus és a magyar nép (Der Hussitismus und das ungarische Volk). Századok, 1956. Nr. 3, S. 331–367 und Nr. 4–6, S. 556–590.

<sup>2</sup> *Bolingbroke*: Letters on the Study and Use of History. 1752. S. 14.

<sup>3</sup> *Květy*, 1840. Beilage X, S. 39.

<sup>4</sup> *Elekes-Lederer-Székel*: Magyarország története az őskortól 1526-ig (Geschichte Ungarns von der Urzeit bis 1526). 1965, S. 279.

<sup>5</sup> *Alois Mika*: Československé dějiny v obrazech. 1971. S. 145.

<sup>6</sup> *Tibenský, J.*: in: Československá vlastivěda. II. 1967. S. 294–295; ebender: Slovensko. Dejiny. S. 286.

<sup>7</sup> *Ratkoš, P.*: Husitské revolučné hnutie a Slovensko. In: Mezinárodní ohlas husitství. 1958. S. 50.

<sup>8</sup> Unsere Hinweise beziehen sich auf die im Auftrag der Kisfaludy-Gesellschaft angefertigten zweibändigen Ausgabe der Serie Magyar Klasszikusok (Ungarische Klassiker). (Franklin, 1934).

<sup>9</sup> *Kraus, A.*: Husitství v literatuře. I–III. 1917–1924.

<sup>10</sup> *Frš, J. V.*: Paměti. 1957. Bd. I, S. 430.

<sup>11</sup> Die Seitenzahlen beziehen sich auf die Ausgabe der Odkazy našej klasiky — Serie vom Jahre 1956.

- <sup>12</sup> Die Seitenzahlen verweisen auf die in Betreuung des Naše vojsko erschienene Ausgabe vom Jahre 1950.
- <sup>13</sup> *Jirásek, A.*: Vojenské povídky. 1957 – 77.
- <sup>14</sup> *Škultéty, J.*: in: Egyetemes Irodalomtörténet (Allgemeine Literaturgeschichte). 1911. Bd. IV, S. 621. — *Varsík, B.*: Husiti a reformácia na Slovensku do žilinskej synody. 1932. S. 20 und passim.
- <sup>15</sup> *Dolanský, J.*: O významu maďarské literatury pro literatury slovanské. Slavia, 1957, Nr. 4, S. 562.
- <sup>16</sup> *Palacký, F.*: Dějiny národu českého. 1969. Bd. IV, S. 264.